

Wilhelm Schmid Ökologische Lebenskunst

Was jeder Einzelne für das Leben
auf dem Planeten tun kann



Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 4034

Der Imperativ der ökologischen Lebenskunst:

»Handle so, dass du die Grundlagen deiner eigenen Existenz nicht ruinierst.«

Der Bericht des UN-Klimarats von 2007 erbrachte eine Klarheit über die ökologische Problematik, die viele Menschen erschütterte. Seither wächst das Interesse an den Zusammenhängen und daran, was der Einzelne tun kann, um das Leben nachhaltiger zu gestalten. Wie kam es zu dieser Problematik, wie entwickelte sich das Wissen darüber, und wie lässt sich das individuelle und gesellschaftliche Handeln überzeugend begründen?

Bestsellerautor Wilhelm Schmid skizziert einen ökologischen Lebensstil, der die großen Zusammenhänge auf unserem Planeten ins Auge fasst, ohne dabei die kleinen Details zu übersehen. Eine Handlungsanleitung für uns als Verantwortliche für unser ureigenes Ökosystem – unseren Körper –, als Bewohner eines Hauses, einer Stadt, einer Region, als Bürger einer Gesellschaft und Weltgesellschaft.

Wilhelm Schmid, geboren 1953, lebt als freier Philosoph in Berlin und lehrt Philosophie als außerplanmäßiger Professor an der Universität Erfurt, www.lebenskunstphilosophie.de. Jüngste Buchpublikationen: *Glück. Alles, was Sie darüber wissen müssen, und warum es nicht das Wichtigste im Leben ist* (2007); *Die Kunst der Balance – 100 Facetten der Lebenskunst* (it 3120); *Mit sich selbst befreundet sein – Von der Lebenskunst im Umgang mit sich selbst* (st 3882); *Schönes Leben? Einführung in die Lebenskunst* (st 3664).

Wilhelm Schmid
Ökologische Lebenskunst

Was jeder Einzelne
für das Leben auf dem Planeten
tun kann

Suhrkamp

Umschlagabbildung:
Christo und Jeanne-Claude
Surrounded Islands, Miami, Florida 1980-83
Foto: Wolfgang Volz
© 1983 Christo

suhrkamp taschenbuch 4034
Erste Auflage 2008
© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2008
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski
ISBN 978-3-518-46034-4

1 2 3 4 5 6 – 13 12 11 10 09 08

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
Der Blick von außen auf den Planeten	11
Die Geburt des modernen ökologischen Bewusstseins aus der Imagination des Blicks von außen	27
Technik, Technologie und Lebenskunst	41
Ökologische Klugheit	55
Der Lebensstil des ökologischen Selbst	67
Das Haus, in dem wir wohnen	77
Die Stadt und die Region, in der wir leben	87
Die Gesellschaft, deren Bürger wir sind	99
Die Weltgesellschaft, der wir zugehören	113
Schluss: Zurück auf die Bäume! Ausblick auf das Leben im 3. Jahrtausend	123
Textnachweise	143
Bildnachweise	144
Anmerkungen	145

Vorwort

Das 21. Jahrhundert ist das Jahrhundert der Ökologie, dafür sorgen die wachsenden ökologischen Probleme. Im selben Maße, in dem sie deutlicher zu Tage treten, nehmen Menschen jedoch auch den Bezug zu ihrem eigenen Leben bewusster wahr, und ihre Bereitschaft, das Leben zu ändern, nimmt zu. Mit ökologischer Lebenskunst ist die bewusste Lebensführung gemeint, die ihre Einbettung in umfassendere Zusammenhänge im Blick hat, auch dann, wenn das nicht alle tun. Lebenskunst ist der Versuch zu einem richtigen Leben im falschen, der Versuch also, mit eigenem Nachdenken das Leben so zu orientieren, wie es richtig erscheint, selbst wenn das gesellschaftliche Umfeld auf dem falschen Weg sein sollte. Dass es darauf ankommt, behauptete ein Philosoph wie Theodor W. Adorno schon zu einer Zeit, die von der ökologischen Herausforderung noch nichts ahnte: Seine bekannte Sentenz aus dem Buch *Minima Moralia* von 1951, wonach es kein richtiges Leben im falschen gebe, korrigierte er in einer Vorlesung zur Moralphilosophie vom 28. Februar 1957: Man müsse stets so zu leben bemüht sein, »wie man in einer befreiten Welt glaubt leben zu sollen, gleichsam durch die Form der eigenen Existenz, mit all den unvermeidbaren Widersprüchen und Konflikten, die das nach sich zieht, versuchen, die Existenzform vorwegzunehmen, die die eigentlich richtige wäre«.

Dem Einzelnen diese Rolle zuzuschreiben läuft nicht darauf hinaus, die Rolle von Institutionen und Strukturen zu vernachlässigen. Deren Einflussnahme auf das individuelle Leben ist hinlänglich bekannt, weniger geläufig ist die Möglichkeit der Einflussnahme Einzelner auf sie. Institutionen und Strukturen sind von Natur aus träge, Selbstveränderung gehört nicht zu ihren vorrangigsten Aufgaben. Anstöße dazu kommen daher eher von außen, auch von Außenseitern mit ihrer Initiative und ihrem Engagement, die ökologische Bewegung hat dies von Anfang an gezeigt: Einzelne waren auf diese Problematik frühzeitig aufmerksam geworden, Einzelne bemühten sich auch um die ersten Antworten darauf, unbeeindruckt von Hohn und Spott, die ihnen zunächst entgegenschlugen. Je weiter Einzelne die Veränderung ihres eigenen Lebens vorantreiben, desto mehr folgt ihnen die Gesellschaft, deren Bürger sie selbst sind, und ebenso die Wirtschaft, deren Produkte sie selbst nutzen. Dass Veränderung keine umstandslose Umsetzung von Idealen ins Reale sein kann, ist der Lernprozess, den sie selbst dabei durchlaufen. So kommt letztlich eine ökologische Revolution zustande, die niemand jemals ausgerufen hat und die dennoch geschieht. Je stiller sie vor sich geht, desto wirksamer fällt sie aus. Sie hinterlässt tiefe Spuren in der Zeit: Die Moderne selbst, zu deren Projekt die Ökologie lange nicht zählte, wird dabei nicht dieselbe bleiben.

Zu diesem Prozess will das vorliegende Buch beitragen. Es geht aus dem Schlusskapitel der *Philosophie der Le-*

benskunst hervor, die 1998 erschien. Welche Entwicklung die ökologische Problematik nehmen würde, zeichnete sich damals schon deutlich ab. Hätte also früher gegengesteuert werden können? Aber die Zahl engagierter Einzelner reichte dafür noch nicht aus. Das änderte sich spätestens mit dem Bericht des UN-Klimarats von 2007, und seither wächst nicht nur die Aufmerksamkeit vieler für ökologische Zusammenhänge, sondern auch das Interesse an konkreten Möglichkeiten, das individuelle und gesellschaftliche Leben nachhaltiger zu gestalten. Im vorliegenden Buch wird skizziert, wie die ökologische Problematik überhaupt erst entstand und wie sich eigenartigerweise das Wissen darüber parallel zum Blick von außen auf den Planeten entwickelte. Sodann erscheint es wichtig, die Gründe zu erörtern, die für ein individuelles und gesellschaftliches Handeln sprechen, denn eine zwingende Norm dazu gibt es nicht. Für den, der sich für ein eigenes Engagement entscheidet, können die Überlegungen zu einem ökologischen Lebensstil hilfreich sein, der den Blick für die großen Zusammenhänge mit dem für die kleinen Details im Alltag verbindet. Praktische Hinweise sollen zeigen, was jeder Einzelne für die Ökosysteme seines Körpers, seiner Wohnung, seiner Stadt, seiner Region tun kann, die mit dem übergreifenden Ökosystem interagieren, und wie er für die gesamte Gesellschaft und Weltgesellschaft, deren Bürger er ist, ökologisch Sorge tragen kann. Ein Essay am Schluss des Buches will das Nachdenken darüber anregen, welche weitere Entwicklung das Leben nehmen könnte, wenn die größte Her-

ausforderung der Menschheit nach dem 21. Jahrhundert
Vergangenheit geworden sein wird.

Der Blick von außen auf den Planeten

Die ökologische Problematik ragt aus dem 20. weit ins 21. Jahrhundert hinein und gewinnt historische Dimension. Dass sie ins Bewusstsein drang, geschah in bemerkenswerter Parallelität zu jener Erweiterung der Reichweite menschlicher Technologie, die es in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts erstmals in der Menschheitsgeschichte möglich machte, Menschen und Maschinen in den Raum außerhalb des Planeten zu bringen – die Realisierung eines zutiefst modernen Projekts, denn seit der historischen Aufklärung galt die mögliche Loslösung von der Erde als Signum der ultimativen Befreiung, und dies nicht nur metaphorisch: Begeistert gefeiert wurden schon die kühnen Aeronauten, die mit Ballonen ein paar Meter vom Erdboden abhoben, um sich »den Göttern zu nähern«. In Romanen träumten Autoren der Aufklärung von der Reise zum Mond. Erst das 20. Jahrhundert fand die technischen Möglichkeiten, diesen Traum zu realisieren.

Mit der Erdumrundung eines Sputnik-Satelliten wurde 1957 das »Weltraumzeitalter« eröffnet. 1961 war Juri Gagarin der erste Mensch im All, der den Planeten von außen wahrnehmen konnte. Damit begann sich eine grundlegende *Umkehrung der Perspektive* zu vollziehen, denn von diesem Zeitpunkt an richtete sich der menschliche Blick nicht mehr nur von der Erde aus ins All, sondern auch – mit technischer Hilfe – vom All aus auf die Erde. War die Erde lange Zeit in der Menschheitsge-

schichte der natürliche Ausgangspunkt der Beobachtung der Sterne gewesen, so wurde sie nun selbst zum Gegenstand der Beobachtung; diese Umkehrung und die damit verbundene Objektivierung des Planeten boten von nun an eine neue Möglichkeit, das Leben des Menschen auf dem Planeten selbst zu reflektieren. Man kann geradezu von einer *astronautischen Ästhetik* sprechen, die mit diesen Erfahrungen entstanden ist; sie charakterisiert jedoch keineswegs nur die eigentümliche Wahrnehmung von Astronauten und Kosmonauten, sondern die eines jeden, der sich daran gewöhnt, seine Welt und letztlich sich selbst auf diese Weise von außen zu sehen.

Mehrere Aspekte zeichnen die neue Ästhetik aus: Die kosmische Distanz erlaubt die *Wahrnehmung des Planeten als Ganzes*, wie sie erstmals beim Flug zum Mond im Dezember 1968, einer Mondumrundung ohne Landung, für Menschen möglich wurde. Das Verlassen der Erde war zu diesem Zeitpunkt schon Routine: »Aber wir waren wie vom Donner gerührt«, erinnerte sich einer der Astronauten später an diesen denkwürdigen Flug von Apollo 8, »als wir uns umdrehten und zur Erde sahen.«¹ Die Erde selbst erschien als ein Himmelskörper in der unendlichen Schwärze des Alls, ein »leuchtender Saphir auf schwarzem Samt«; sie immer weiter zurückweichen zu sehen verursachte ein »seltsames Gefühl in der Magengegend«. Prägte sich die Erfahrung des Blicks von außen schon bei herkömmlichen Raumflügen in Erdnähe tief ein, bei denen der Planet nicht als Ganzes wahrnehmbar ist, so erst recht der Blick aus kosmischer



Die aufgehende Erde, von der Mondumlaufbahn aus gesehen,
Apollo 11, 1969.

Distanz, der bei Mondlandungen gar als das Wesentliche des Aufenthalts auf dem anderen Himmelskörper erfahren wurde: »Jetzt weiß ich, warum ich hier bin«, erklärte einer der zwischen 1969 und 1972 auf dem Mond gelandeten Astronauten: »Nicht um den Mond aus größerer Nähe zu sehen, sondern um zurückzuschauen auf unser Heim, die Erde.«² So signifikant erschien vielen auf der Erde selbst der Blick auf den Planeten als Ganzes, dass das entsprechende Bild in den letzten drei Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts geradezu zum Klischee erstarrte.

Die astronautische Ästhetik beinhaltet als weiteren Aspekt die *Wahrnehmung der Schönheit des Planeten*, Schönheit im Sinne des sinnlichen Eindrucks und im Sinne des Bejahenswerten: Die Erde bietet offenkundig einen Anblick, der die Sinne überwältigt und einen Genuss vermittelt, bei dem das Subjekt verweilen möchte; seine Intensität drängt selbst rationale Pragmatiker, wie sie in Astronauten und Kosmonauten vermutet werden dürfen, zu einer Art von Weltraumpoesie: »Plötzlich taucht hinter dem Rande des Mondes in langen, zeitlupeartigen Momenten von grenzenloser Majestät ein funkelndes blauweißes Juwel auf, eine helle, zarte, himmelblaue Kugel, umkränzt von langsam wirbelnden weißen Schleiern. Allmählich steigt sie wie eine kleine Perle aus einem tiefen Meer empor, unergründlich und geheimnisvoll.«³ Dies zeugt von der Gründung einer affektiven Beziehung zum gesamten Planeten, die auf historisch neue Weise mit einer *Erfahrung des Planeten als*

Heimat einhergeht. Diejenigen, die im Augenblick des Blicks auf den Planeten von außen von seiner Schönheit sprechen, erfahren zugleich, unabhängig von ihrer Nationalität, dieses neue Gefühl von Heimat, das sich nicht mehr auf enge Ländergrenzen bezieht. Die Grenzen, die zwischen Ländern gezogen sind, geraten außer Blick, sie sind von außen nicht wahrnehmbar. Im Hintergrund dieses Gefühls von Heimat steht die Erfahrung kosmischer Einsamkeit, der starke Kontrast »zwischen der hellen, farbigen Heimat und der krassen, schwarzen Unendlichkeit«, sodass zu diesem Planeten plötzlich eine »persönliche Beziehung« entsteht, »die mich, wie ich mit einem Schlage wahrnahm, mit allem Leben auf diesem unglaublichen Planeten verband, der Erde, unserer Heimat«. ⁴ Auf der Erde selbst kommt es unter dem Eindruck der Bilder von außen zu der Erkenntnis Einzelner: »Im Guten wie im Schlechten sind wir eine einzige Nation.« ⁵

Die Wahrnehmung der Winzigkeit und Zerbrechlichkeit des Planeten begründet schließlich eine erneuerte *Sensibilität für die Bedingungen der menschlichen Existenz*, ein Gespür für die Besonderheiten und Eigentümlichkeiten des gesamten Planeten, der die menschliche Existenz ermöglicht. »Die Erde lag ausgebreitet unter uns. Ihre Schönheit war hinreißend – keine Sprache kann es beschreiben –, doch wie verletzlich sah sie aus!«, ruft ein Astronaut aus, den die zerbrechliche Erscheinung fasziniert und in Schrecken versetzt. »Beim ersten Blick zum Horizont der Erde stockte mir der Atem. Nicht dass mich die Krümmung der Horizontli-

nie überrascht hätte, es war vielmehr die königsblaue Farbe der Atmosphäre, die mich verzauberte. Doch wie dünn war die lebenserhaltende Schicht!«⁶ Was auf der Erde selbst als das Selbstverständlichste gilt, erscheint von außen als das Prekärste: Die menschliche Existenz auf dem Planeten. Astronauten und Kosmonauten stimmen überein in ihren Hymnen auf die außergewöhnliche Schönheit des Planeten, jedoch auch in der Wahrnehmung der Bedrohtheit der menschlichen Existenz auf ihm, und für einige führt dies zu einer existenziellen Erschütterung: Die Evidenz der Erfahrung, dass der eigene Planet nur ein Staubkorn im Universum ist, wirft die Frage auf, was Raum, Zeit und Geschichte des Menschen überhaupt bedeuten. Was auf dem Planeten die Selbstverständlichkeit des Faktischen für sich hat und die Weite einer eigenen Welt suggeriert, wird als verschwindende Ausnahmerecheinung in der unendlichen Weite des Alls bewusst.

Die Art und Weise, in der sich das Bild der Erde mit dem Blick von außen verändert und neu etabliert, hat nicht allein mit der bemannten Raumfahrt zu tun, sondern beruht auf der permanenten Beobachtung der Erde mithilfe einer unüberschaubar großen Anzahl von Satelliten. Die dadurch gewonnenen Informationen und Erkenntnisse lassen ein *neues Wissen von der Erde und ihren Zusammenhängen* entstehen. Elektronische Augen ermöglichen den »großen Blick« (*big look*) und vermitteln Erkenntnisse vom hochkomplexen und unaufhörlich in Bewegung befindlichen Makrosystem Erde, und zweifellos ist der »große Blick« von vornherein auch mit

Ambitionen der Macht verbunden: Die Erde vermessen, die Erde beherrschen.⁷ Die Satellitentechnologie macht die Erkenntnis erdumspannender ökologischer Zusammenhänge möglich, die zuvor kaum oder gar nicht bekannt waren. Die globale *Makroperspektive* wird dabei kontrastiert durch die *Mikroperspektive*: Man kann im Großen die Wechselwirkungen zwischen Ozeanen, Landmassen und der Atmosphäre verfolgen, im Kleinen aber zeigen Ausschnitte von nahezu beliebiger Winzigkeit, wie die Felder bestellt sind, wie die Qualität der Ernte ist, ob eine Erosion der Böden zu beobachten ist etc. Ein gänzlich fremder Planet kann erscheinen, wenn jene Informationen gefiltert werden, die den Wasserdampf in der Atmosphäre wiedergeben: Eine diffus blau leuchtende Glaskugel wird sichtbar, über die die Nebelschwaden hinweghuschen, sich kringeln, auflösen und neu formieren; über den Wüsten zeigen die Schatten, über den Meeren zeigt das Leuchten an, in welcher Weise das Wasser kondensiert. Bernsteinfarben leuchtet die Glaskugel auf, wenn die Temperaturen gefiltert werden, die die Ränder des Planeten und die Pole in ein kaltes Weiß stellen, vor dessen Hintergrund sich das Gelbbraun-Rot der Klimazonen abhebt, vielfach nuanciert und ineinanderfließend. Im Detail macht das thermische Bild sichtbar, wo sich die Hitze in einem Vulkan konzentriert und wie sie verläuft. Der Eindruck, dass alles mit allem interagiert und daher alle Lebewesen im selben Boot sitzen, verfestigt sich; es entsteht die Metapher vom »Raumschiff Erde«.⁸

Auf der Oberfläche dieses empfindlichen Systems,

unter der hauchdünnen Glocke eines bläulichen Schleiers, inmitten der planetenumspannenden biogeochemischen Zyklen von Energie, Wasser, Sauerstoff, Kohlenstoff, Mineralien und Organismen lebt der Mensch, der die Zusammenhänge zu verstehen sucht, die er zugleich selbst beeinflusst. Die Aufklärung von außen aus der Weite des Raums lässt erkennen, welch destruktives Ausmaß diese Beeinflussung annehmen kann. Ausgerechnet der neue Kulminationspunkt technologischer Macht ermöglicht die reflexive Wendung zurück auf den Planeten und befördert das *planetarische Bewusstsein* in genau demselben Moment, in dem Menschen in der Lage sind, ihre irdische Existenz mit konventionellen technischen Mitteln zu ruinieren. Darin besteht die »philosophische Dimension« der Raumfahrt: Die mögliche Distanz zum Planeten eröffnet den Raum der Selbstreflexion und bildet die Grundlage für ein »globales Bewusstsein«. ⁹ Nicht nur in ökologischer, sondern auch in ökonomischer, sozialer und politischer Hinsicht dringt die gesamte Welt in ihren Wechselwirkungen immer stärker ins Bewusstsein des Einzelnen ein, und unmerklich verändern sich die Strukturen seines Denkens.

Menschen können sich nun als diejenigen Wesen definieren, die die Erde bewohnen und sich dabei zugleich mit technischer Hilfe von außen zusehen. Das Hin- und Hergehen zwischen Binnen- und Außenperspektive etabliert eine beständige kritische Reflexion globaler Zusammenhänge und bestimmt den Aufenthalt des Menschen auf der Erde neu. Form und Lebensform des Sub-

jekts bleiben dabei nicht dieselben, sondern münden in eine *planetarische Lebensform*, bei der das Subjekt sein Verhalten mit dem Blick von außen betrachtet, die Gesamtzusammenhänge des Planeten, die die Grundlagen seiner Existenz darstellen, im Blick behält und sich mithilfe dieser Reflexion orientiert. Wie sich das Selbstverständnis des Subjekts unter dieser Perspektive wandelt, wird bereits bei Astronauten und Kosmonauten deutlich, denn »plötzlich ergreift dich das bisher unbekannte und alles absorbierende Gefühl, dass du ein Erdemensch bist«,¹⁰ eben nicht mehr nur der Bürger eines bestimmten Landes, sondern bereits ein Bürger der im Entstehen begriffenen Weltgesellschaft.

Die astronautische Ästhetik und das neue Wissen von der Erde, das planetarische Bewusstsein und die Lebensform der planetarischen Existenz begründen schließlich eine Ethik der *Sorge für das Leben auf dem Planeten*; darin könnte letzten Endes der Sinn der Reise in den Raum und der dadurch angestoßenen Reflexion zu sehen sein. Und noch einmal sind es Astronauten und Kosmonauten, bei denen diese Ethik zum Vorschein kommt: Dem »Gefühl als Erdenbürger« entspricht ein »Gefühl persönlicher Verantwortung für die Erhaltung des einzigen, uns allen gemeinsamen Planeten«; beim Blick von außen auf den Planeten wird klar, dass es »um den Schutz und die Erhaltung unseres gemeinsamen und einzigen Hauses geht, das so zerbrechlich und so schön ist«.¹¹ Diese Ethik ist von Grund auf nicht selbstlos, sondern Ausdruck der Selbstsorge, denn das Selbst lebt inmitten der globalen Zusammenhänge, die die Bedingungen